



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Nachwort zum Trierer Jahrmarkt

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dem Waltseemüller widmete seine Kosmographie dem Kaiser Max, und in der Vorrede bittet er den Kaiser, ihn gegen die Ränke seiner Nebenbuhler zu schützen.

Alle diese Umstände erklären es, daß Mr. Marcou gegen die allgemein angenommene und wohlbegründete Entstehungsgeschichte des Namens Amerika ankämpft. Deshalb sind ihm alle in die Sache irgendwie verwickelten Gelehrten litterarische Freibeuter, Vespucci ein dunkler Ehrenmann, Columbus ein Mann ohne Menschenkenntnis. Nicht der Deutsche Waltseemüller, sondern der Franzose Basin hat den neuen Weltteil getauft. Fortan heißt Amerika so nach einem nackten Indianerstamm und nicht nach dem Reporter und Seefahrer dritten Ranges mit dem deutschen Vornamen. Auch den Yankee muß das schmeicheln, wenn auch einige amerikanische Gelehrte gegen den Humbug Bewahrung eingelegt haben. Dafür müssen sie sich gefallen lassen, von Marcou unter jene Geschöpfe gerechnet zu werden, die über die Entdeckung einer neuen Erkenntnis stets in Schrecken geraten sollen.

Zum Schlusse möchte ich eine Anregung zu weiterer Geschichtsklitterung nicht unterdrücken. Man erzählte von dem Kosmographen Michael Behaim, er hätte Columbus nicht nur den Weg nach Ostindien, sondern auch das Vorhandensein eines neuen Festlandes enthüllt. Dieser Behaim stammte aus der Nähe von Pilsen in Böhmen. Nach dem Vorgange Marcous könnte ein unternehmender tschechischer Geschichtsforscher zur Verherrlichung der Nation und der böhmischen Topographie die schon vor Jahrhunderten aufgetauchte Idee aufgreifen und darauf bestehen, daß Amerika endlich einmal den Namen Bohemia Septentrionalis erhalte.

Graz

Wilhelm Swoboda



Ein Nachwort zum Trierer Jahrmarkt



ie Kreuzfahne auf dem Domturm ist eingezogen, die Kaufbuden und Restaurationszelte auf Straßen und Plätzen sind abgebrochen; wo sich wochenlang vom Morgen bis zum Abend eine schaulustige Menge stieß und drängte, ist das Alltagsleben wieder in seine Rechte eingetreten: der Trierer „Jahrmarkt“ ist zu Ende.

Ein „Jahrmarkt“ war nach Luthers treffendem Wort des „heiligen Rockes“ erste Ausstellung im Jahre 1512 — die letzte Ausstellung im Jahre 1891 ist nichts anderes gewesen. Daß die Schaubuden Kirchen und die Ausstellungsgegenstände angeblich christliche Altertümer waren, gab diesem Jahrmarkt für die einen den besondern Reiz, für die andern das traurige Gepräge, und was

fragt man bei einem Jahrmarkt nach der Echtheit der zur Schau gestellten Dinge, wenn sie nur die Schaulust anregen und die Kassen füllen! Das „Schauspiel“ im Dom, um mit Bischof Korum zu reden, nahm unter zahlreichen Sehenswürdigkeiten nur die erste Stelle ein; aber vor dem Glanze seiner Aufführung traten die andern selbstverständlich in den Schatten. In der Nische des mit Marmorfiguren geschmückten und umgebenen Hochaltars stand ein Glaskasten, mit weißer Seide ausge schlagen, ein prächtiger Baldachin wölbte sich drüber, mit purpurrotem Seidenplüsch drapirt und mit Goldfransen und Goldquasten reich geschmückt; eine vergoldete Dornenkrone bildete die Spitze, aus der sich ein goldenes Kreuz leuchtend hervorhob. Was aber in dem Glaskasten zu sehen war und wie ein braunes, hemdartiges Gewand aussah, das war nach der Anpreisung der Aussteller der ungenähte Rock des Heilands, den er auf dem Golgathagang getragen und über den die Kriegsknechte das Los geworfen — Welch ein Schaustück in prunkendster Umrahmung! Dorthin drängten die Jahrmarktsbesucher in dichtesten Scharen und scheuten stundenlanges Warten am Eingange nicht, um das Wunderding und all die sinnberückende Pracht zu schauen, und wenn der Bewohner des armen Eifeldorfes gar das Glück hatte, abends an einer Extravorstellung teilzunehmen, und aus dem halbdunkeln Schiff den glänzend erleuchteten Chor mit dem mächtigen Feuerkreuz von tausend Flammen hoch über dem Baldachin erblickte, dann mochte er sich wohl sagen, daß er nie im Leben schöneres gesehen habe und daß solch ein Schauspiel schon eine Reise wert sei.

Aber zu einem rechten Jahrmarkt gehört vielerlei; und der kluge Bischof Korum hatte drum auch aus dem reichen Schatze der Trierer Reliquien — die sich nach der Aufzeichnung des Weibbischofs Euen im Jahre 1514 auf Millionen beliefen — eine Auswahl treffen und im Dom wie in den übrigen Kirchen der Stadt viel heilige Knochen, Köpfe, Zähne, Finger, Sandalen, Krippen- und Kreuzteile ausstellen lassen, auf daß es den Besuchern des von ihm veranstalteten Festes an Sehenswürdigkeiten und reicher Abwechslung nicht fehle. Und so flutete denn die Menge vom Dom zur Jesuitenkirche und zu St. Gangolph, eilte, um ja alles zu sehen, in Hast von St. Matthias nach St. Pauli und umgekehrt; und um das Jahrmarktsbild zu vervollständigen, trieben sich schier unzählig auf allen Straßen und vor allen Kirchthüren zwischen dem Volk die Verkäufer herum und boten zudringlich ihre Waren feil, Betwaren vor allem, die man in Trier immer nur Devotionalien nannte, aber auch weltliche Andenken an die alte, an großen Erinnerungen reiche Stadt, und dazu allerlei erbärmlichen Schickschnack für wenige Pfennige oder Groschen, Zuckerwaren, Taschentücher, Broschen, Cigarrentaschen, Tabakpfeifen, die alle dadurch nicht besser wurden, daß ihnen das Bild des heiligen Rockes aufgeprägt war. Wer aber des Schauens müde war und noch einen Groschen sein eigen nannte, der ließ sich im Bierzelt oder in der Weinstube zur Raft nieder und plauderte bei

Speise und Trank unter fröhlichem Lachen mit den Genossen über Erlebtes und Gesehenes.

Das Bild des Jahrmarkts wird den Veranstaltern nicht passen; die wollen zwar ein „Schauspiel“ bereitet, aber nur eine andächtige Menge, nur betende Pilgerscharen, nur begeisterte Glaubenszeugen davor gesehen haben. Schon auf den Wallfahrtswegen, „auch wenn sie in schneller Fahrt dem ersehnten Ziele zueilten,“ soll das „Denken und Thun der Pilger lediglich auf frommes Leben gerichtet“ gewesen sein, und Augenzeugen wollen von ihnen „nur Gebet und fromme Lieder“ gehört haben. Aber der Heiland sagt: „Wenn du betest, gehe in dein Kämmerlein!“ und wer im Menschengewühl der Bahnhofshalle von Trier gestanden und die Zerstreungen einer Pilgerfahrt mit Augen gesehen hat, der wird die Phantasie der mit bischöflicher Approbation erzählenden Berichterstatter bewundern, die am ungeeignetsten Ort und zur unpassendsten Stunde die Pilger singen und beten lassen. Auf dem Domfreihof ist allerdings von früh morgens bis spät abends das Rosenkranzgebet geplappert und neben dem „Großer Gott, wir loben dich!“ das „Fest soll mein Taufbund immer stehn, ich will die Kirche hören!“ angestimmt worden; aber Gebet und Gesang hinderten nicht, daß die Blicke über den abschließenden Bretterzaun hinüberschweiften in reger Teilnahme an dem bewegten Treiben, das sich dort abspielte und oft nur durch die Polizei in einiger Ordnung gehalten werden konnte. Nicht Worte genug aber finden die ultramontanen Lobredner, die Andacht zu rühmen, die sich bei der eigentlichen Verehrung des „heiligen Rocks“ gezeigt habe; ob aber das flüchtige Vorbeigeführtwerden, das nur ein sekundenlanges Anschauen der Reliquie gestattete, „eine völlige Erschütterung,“ „ein inneres Erschrecken,“ „eine heilige Begeisterung“ hervorzurufen imstande war, darf billig bezweifelt werden. Jedenfalls ist die angeregte Stimmung nicht von langer Dauer gewesen. Ich habe fast zwei Stunden am Domausgang gestanden und ohne Voreingenommenheit tausende und wieder tausende beobachtet, die soeben dem „heiligen Rock“ ihre Verehrung dargebracht hatten: ich habe — abgesehen von einer nicht unbedeutenden Zahl von Mönchen und Nonnen, deren stummer Mund und immer gleich lebloses Marionettenangeficht einen Schluß auf die Seelenstimmung nicht zuläßt — wenig ernste Gestalten und nur ein einziges augenscheinlich tief ergriffenes Mütterchen gesehen; die übrigen, Geistliche wie Laien, kamen drängend, plaudernd, vielfach lachend heraus, rühmten sich einer dem andern gegenüber, was sie alles trotz des hastigen Vorübergehens gesehen hätten, planten, wo sie sich nun erfrischen wollten, oder eilten zu den nahen Ständen der Obstverkäufer und erhandelten unter Feilschen die ausgebotenen Gaben des Herbstes. So verläßt beim Jahrmarkt buntgemischt die Menge das stets gefüllte Wachsfigurenkabinett.

Der Jahrmarkt ist zu Ende; ich bin gewiß: alle sind seines Endes froh. Am meisten die ernstesten und frommen Gemüter, denen das dargebotene Schau-

spiel zum „Ärgernis“ gereichte, die in dem, was der Bischof „ein Freudenfest der ganzen katholischen Kirche“ nannte, nichts andres sehen konnten als eine Schmach für unsre Zeit, eine Schädigung aller wahren Religion. Aber auch die Nächstbeteiligten, auch die, die an dem ganzen Handel keinen Anstoß nahmen, freuen sich des Endes. Sie hatten doch die Rechnung ohne — die Gäste gemacht, die guten Trierer, als sie dem „heiligen Rock“ die Wunderkraft zutrauten, sie alle in wenigen Wochen zu reichen Leuten zu machen. Wenige fanden den erwarteten Gewinn, viele sahen sich in ihren übertriebenen Hoffnungen bitter getäuscht und büßten verfehlte Spekulationen mit schweren Verlusten, alle sehnten das Ende einer unruhigen Zeit herbei, deren Ertrag nicht dem Einsatz entsprach. Und wie werden sich die Beamten der Eisenbahn gefreut haben, als der letzte Pilgerzug von dannen gefahren war und keine nach tausenden zählende Menge mehr den Bahnhof belagerte! Aber auch die Domgeistlichkeit wird das Ende jener langen Tage mit einem Seufzer der Erleichterung begrüßt haben, die für sie doch weniger „schöne und heilige,“ als vielmehr Tage anstrengendsten Dienstes waren, eines Dienstes, der sie seelisch und leiblich zu Tode erschöpfen mußte. Und der Mann im stillen Bischofshof, der Generalunternehmer und Veranstalter des Schauspiels, die Seele der „Feier,“ er verzichtete darauf, von der päpstlich genehmigten Verlängerung der Auf- führung Gebrauch zu machen; er überschlug den Erfolg und — ließ den Vorhang fallen.

Wie laut auch heute die ultramontanen Bläser ins Horn stoßen, es ist und bleibt eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß der Erfolg der diesmaligen Ausstellung des „heiligen Rockes“ weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben ist, und das Fanfarengeschmetter im andern Lager übertönt nur notdürftig die Klage der enttäuschten Wechsler und Taubenkrämer. Man hatte bei den so bedeutend erleichterten Verkehrsverhältnissen gegen 1844 eine un- gemein größere Pilgerzahl erwartet, man redete vor Beginn der Ausstellung von vier bis fünf Millionen; nun hat man durch amtliche Zählung nur 1 925 000 herausgebracht. Vergleicht man aber mit dieser Zahl die Angaben des Eisenbahnbetriebsamtes, bedenkt man, daß nach den Mitteilungen der ultramontanen Blätter viele Tausende von Trierern sechs bis zehn mal den Dom besuchten und im Dom gezählt wurden, bringt man endlich auch die vielen Touristen und — mit herbem Tadel sprechen wir es aus — die Scharen Evangelischer aus der Stadt wie aus der Nähe und Ferne in Abzug, die sich doch aus bloßer Neugierde in den Dom drängten und eine Feier des Aberglaubens ver- herrlichen halfen, so ergibt sich die unumstößliche Thatsache, daß die Zahl der eigentlichen Pilger trotz der Gunst der äußern Umstände fast nicht die Höhe von 1844 erreicht hat. Ja um die Pilgerzahl in den letzten Tagen der Aus- stellung auf der frühern Höhe zu halten, wurde ein nochmaliges Aufgebot der benachbarten Pfarreien nötig. Eine Verlängerung des Schauspiels hätte

vor leerem Hause stattgefunden; es war die höchste Zeit, daß der Vorhang fiel.

Man hatte weiter auch auf den Zuspruch aller Volkskreise gerechnet und sich viel klingenden Gewinn versprochen. Aber ganz auffällig war das Fehlen des besitzenden Mittelstandes; die Pilgerzüge brachten nur armes Volk, kleine Landwirte, Arbeiter, Tagelöhner, Dienstboten, und es ist bezeichnend, daß ich in einer halben Stunde viermal von anständig gekleideten Pilgern aus wirklicher Not angebettelt worden bin. Was aus den höhern Schichten dem Rock seine Verehrung darbrachte, ist von der Lokalpresse mit rühmlicher Sorgfalt verzeichnet worden, aber was bedeutet die kleine Zahl unter den vielen? Man mußte zufrieden sein, zur Eröffnungsfeier einige Malteserritter zur Stelle zu haben und die Schlußfeier nicht nur durch den anwesenden Wasserheilkünstler Pfarrer Kneipp, sondern auch durch einen nicht regierenden deutschen Herzog, einen Konvertiten, nebst Gemahlin und eine österreichische Erzherzogin nebst Töchtern verherrlicht zu sehen. Und schon beginnt die Legendenbildung den drückenden Mangel an Thatsachen zu ergänzen, wenn erzählt wird, daß einmal zur Nachtzeit ein hoher Unbekannter mit zahlreichen Orden im Dom Einlaß begehrt, in gebeugter Haltung vor dem Glaskasten minutenlang seine Andacht verrichtet und nach einem mit zitternder Stimme dem dienstthuenden Priester dargebrachten Dank das Gotteshaus wieder verlassen habe, „ein Mikodemus, der zur Nachtzeit dem Heiland vor dem heiligen Rock Ehre bezeugen und um Gnade bitten wollte.“ Man hat endlich „die ganze katholische Kirche“ zum „Freudenfest“ nach Trier eingeladen; aber der Einladung wurde die denkbar spärlichste Folge geleistet. Neun Zehntel der Pilger gehörten zur Herde des einladenden Bischofs und wurden an bestimmten Tagen von ihren Geistlichen zum „Fest“ geführt; die überwiegende Mehrzahl des Restes aber kam aus der Nachbarschaft, aus der Pfalz, aus Elsaß-Lothringen, aus Luxemburg. In Aachen aber grollte man über die Konkurrenz, die der „heilige Rock“ den „heiligen Windeln“ mache; und am Niederrhein warnte gar ein Geistlicher seine Pfarrkinder vor der Rockfahrt: man habe den Herrn selbst in der Eucharistie, da brauche man seines Rockes nicht. Auch von den Bischöfen Deutschlands verzichtete leichten Herzens die Hälfte auf den Segen, den ihnen ihr Konfrater in Trier in dem „heiligen Rocke“ anpries, und die deutschen Brüder, die kamen, wurden in ihrer fördernden Hilfe weit übertroffen durch einen Ausländer, der mit seinen Diözesanen wiederholt in Trier erschien und die Reliquie des Domes mit Worten und Thaten feierte, durch den Bischof Koppes aus Luxemburg. Der hatte einst auf der Trierer Katholikenversammlung 1887 — geschahs auf Bestellung? — die erste Anregung gegeben, das „Kleinod des ungenähnten Leibrockes des Herrn“ aufs neue zur Verehrung auszustellen; er mag heute seinen Trierischen Amtsbruder trösten, wenn nun der Erfolg der Erwartung nicht entsprach und sich die Meinung als irrig erwies, „daß die

Katholiken »Deutschlands« den Augenblick ersehnten, wo ihnen die kostbare Reliquie gezeigt würde.“

Bei der Beschaffenheit der großen Mehrzahl der Pilger kann es nicht Wunder nehmen, daß auch das finanzielle Ergebnis der Ausstellung weit hinter den bescheidensten Erwartungen zurückgeblieben ist. Wo Reliquien zu schauen und Ablässe zu erwerben sind, haben von alters her die Opferkasten nicht gefehlt; ihrer zwei standen auch im Dom zu Trier und zogen die Andacht der vorübergeführten Pilger von der Verehrung des „Leibes Christi“ ernstlich ab. Und für wen waren die Opfergaben bestimmt? Merkwürdig: im Jahre 1844 hatte man noch der Armen in der Stadt gedacht, diesmal sollten sich in die Gaben der Armen der Trierische Dom und der römische Papst teilen. Ich zweifle nicht, daß es die Diözesangeistlichen, die auf bischöfliche Aufforderung die Wallfahrer zu belehren hatten, „wie Christen Bittgänge halten sollen, „nicht unterlassen haben werden, der Opferkasten neben dem „heiligen Rock“ nachdrücklich Erwähnung zu thun und vom seligen Geben ein salbungsvolles Wort zu reden. Aber den armen Leuten wurde über der teuern Wallfahrt das Herz schwer und der Beutel leicht; man konnte auch an den Devotionalienhändlern nicht ungestraft vorübergehen, und die Daheimgebliebenen wollten doch auch eine Statue der „heiligen Helena mit dem Rock“ mitgebracht haben. Zudem hatte der Papst seinen Ablass diesmal nicht ausdrücklich an ein Geldopfer geknüpft, und der Dom zu Trier war, wie jedermann wußte, reich, unendlich reich, und weil sie Silber und Gold nicht hatten, meinten sie, auch mit der kleinen Nickelmünze ein verdienstliches Werk zu thun und selig durch Geben zu werden. Aber es gehört viel dazu, daß aus Tropfen ein Meer werde: wo man Millionen erwartet hatte, ergaben die Opferkasten kaum hunderttausend Mark. Und um dieser elenden Silberlinge willen der Verrat an der Religion Christi, die Schaustellung des Aberglaubens im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts — materiell lohnte das Spiel nicht den Einsatz!

Ob der Mann im „Bischofshofe“ nicht dieselbe Empfindung hatte? Ob ihm nicht doch zuweilen das Gewissen über dem geschlagen haben mag, was er in Szene gesetzt hatte? Ja, wenn von einem Jesuitenzögling noch von einem wachen Gewissen die Rede sein könnte! Seine eignen Handlungen richten den Bischof von Trier. Dieser Mann, ausgezeichnet durch ungewöhnliche Geistesgaben und im Vollbesitz der Bildung unsrer Zeit, wagt es, ein Stück finstersten mittelalterlichen Aberglaubens zu restauriren, und die verlogene Zweideutigkeit wird das geheiligte Mittel, das dem Zweck dienen soll, mit der Heerschan der in Geistesknechtschaft gehaltenen Massen errungenen Sieg zu feiern und zu neuen Kämpfen die Stimmung zu wecken. Er läßt sich scheinbar zur Ausstellung der fragwürdigsten Reliquie drängen und maßt sich zugleich an, den von Gott selbst für diese Ausstellung bestimmten Augenblick zu wissen. Er bereitet sie vor durch eine Untersuchung, deren Ergebnis er amtlich ver-

öffentlich und über die er doch die parteiischen Zeugen eidlich strengstens Stillschweigen geloben läßt. Er will selbst von einem angeblichen Gewande Jesu im Hochaltar des Domes nur „lückenhafte Stoffteile“ gefunden haben; als aber der Nonnen geschickte Hände und Nadeln ihr Werk gethan haben, zeigt er in Wort und That den „Gläubigen“ ein vollständiges Ärmelgewand, dessen Maße genau angegeben werden können. Er erklärt in dem Hirtenbriefe vor der Ausstellung, daß man über die Echtheit dieses „Rockes“ nach vernünftigen Gründen sein Urtheil bilden dürfe, aber er zieht in den Pilgern den Fanatismus groß, der über alle Zweifler das anathema sit ausspricht. Er giebt sich den Anschein, als ob er durch die Ausstellung des Rockes die Liebe zu Christo in dem armen Volke mehren und kräftigen zu können glaube, und er bezeugt doch einem ernstern Mahner, daß „sein Christus ein anderer sei als der des Volkes.“ Er will ausgesprochenemmaßen nur eine „Verehrung“ des ausgestellten Kleidungsstückes; aber wiewohl er wissen muß, daß der Eiseler Bauer den feinen Unterschied zwischen „Verehrung“ und „Anbetung“ gar leicht verwechselt, bietet er ihm selbst die Lieder, die zur „Anbetung“ verführen. Er hütet sich vorsichtig, mit der Bezeugung neu geschehener Wunder durch sein geflicktes Gewand hervorzutreten, und scheut sich doch nicht, die angeblich früher geschehenen Wunder eines durch ihn selbst als unecht hingestellten Kleidungsstückes anzuerkennen und zu preisen. Er muß wissen, welchen schmachvollen Handel er treibt, und doch spielt er seine Rolle mit der Einfalt des unschuldigen Kindes und scheint nichts davon zu hören, wie nebenan in der Liebfrauenkirche die Ordensbrüder die Massen fanatisiren, die Religion zum Zerrbilde machen und den Kreuzzug predigen gegen die Andersgläubigen, gegen die gottlose Kezernwelt. Der Zweck heiligt die Mittel! Als der Bischof — auch in der Rede ein Schauspieler — mit hochtönendem Wort und theatralischen Gesten das von ihm in Szene gesetzte Schauspiel schloß, wird er nicht über dieses selbst, vielleicht aber über den hinter den Erwartungen zurückgebliebenen Erfolg verschwiegenen Schmerz empfunden haben; und wer errät die Gedanken und Pläne, die hinter den verhangenen Gardinen des „Bischofshofes“ bewegt wurden, als am Abend der Schlußfeier draußen eine wogende Volksmenge fünf Paternoster betete und auf den Veranstalter der Rockfahrt ein dreimaliges Hoch ausbrachte?

Der Trierer „Jahrmarkt“ ist zu Ende. Im Grunde hat er uns wenig Neues gezeigt, aber viel alten Jammer mit erschütterndem Ernste uns wieder einmal vor Augen geführt. Welch maßlos traurigen Anblick bietet auch in diesem neuesten Schauspiel die vom Jesuitismus beherrschte katholische Kirche! Ihre Einheit, als deren Symbol der Bischof selbst wiederholt den „heiligen Rock“ hingestellt hat, in der That ein aus „lückenhaften Stoffteilen“ mit Lug und Trug zusammengenähtes äußeres Gewand, hinter dem sich kein Leben birgt und vor dem nur die Einfalt kniet; ihre Verfassung das absoluteste

System der Knechtschaft über Geist und Gewissen, gegen das in erster Linie ein Antisklavereiverein an der Stelle wäre; ihre Religion ein Pseudochristentum, das Schritt für Schritt tiefer in den Paganismus hinabsinkt und den Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit zu einem Fetischdienst vor Knochen und Gewandstücken erniedrigt. Der Bischof rühmt in seinem Hirtenbriefe „kirchliche Feierlichkeiten, die durch die Sinne auf die Herzen mächtig einwirken.“ Weiß denn der kluge Mann nicht, wohin die Versinnlichung der Religion mit Notwendigkeit führen muß? Dann mag er es sich von einem Katholiken des Nachbarlandes sagen lassen, dessen Sprache er selbst so schön in deutschen Landen zu prechen vermag. Henry Maret schrieb jüngst im *Matin*:

Wir sind Kinder in mancher Beziehung: wir lieben Farben, Töne, alles was glänzt und Spektakel macht. Und was ist die Religion andres als Musik, wehende Fahnen, Prozessionen, Blumen, Kunstwerke, reiche Heiligtümer und prächtige Gewänder? Götzendienerei, sagt ihr. Gewiß, wird sind Götzdiener, und die menschliche Form der Dinge ist uns so notwendig, daß aus diesem Grunde allein der Katholizismus bei uns existirt. Das Dogma ist längst dahin, und die Gebote der Kirche sind zu den Geboten Gottes in die Kumpelkammer gewandert; aber die Dome bleiben, die Gemälde, die Statuen, der ganze Prunk, der Auge und Ohr beschäftigt.

Immer deutlicher tritt es uns vor Augen, wie sich auch im Mutterlande der Reformation die Nachschatten immer mehr über die katholische Christenheit lagern, unter denen das Leben der romanischen Völker seit lange schon dahinsiecht und abstirbt. Nur mit aufrichtigstem Mitgefühl können wir der armen Pilger gedenken, die in einfältigem Glauben zu einem zweifelhaften Gewande ihr Auge erheben und ihre Kranken bringen, weil eine Priesterschaft, die ihnen den freien Zutritt zum Heilande verwehrt, dort bei seinem angeblichen Nothheil und Heilung verspricht. Und das ist und bleibt unser größter Schmerz, daß die Ausstellung dieses Nothes nicht mehr zu wege bringen konnte, was doch die Unfehlbarkeitserklärung, was auch die vorletzte Heiligtumsfahrt noch nach sich zog: die Reaktion des idealen Katholizismus gegen die traurige Entartung der Religion und der Frömmigkeit.

Es ist nicht zum mindesten die Schuld des Staates, daß es bei uns in Preußen bis dahin gekommen ist. Wem müßte noch dargelegt werden, was hier alles versäumt und verschuldet worden ist! Und wem ist nicht schon oft die Frage aufgestiegen, warum eine protestantische Regierung zu einem Schauspiel, wie es sich eben in Trier abgespielt hat, zum Schaden aller die Erlaubnis geben mußte? Die Frage ist durch die Ereignisse überholt; heute aber drängt sich die andre Frage auf: Wird die Regierung aus diesem beschämenden Schauspiel die rechte Lehre ziehen? Ob auch in manchen Stücken der Erfolg hinter den Erwartungen der Veranstalter zurückgeblieben ist, diese Trierer Tage haben doch für alle, die da sehen wollen, den Beweis gebracht, daß der Ultramontanismus das Unglaublichste wagen darf und in seinen kühnsten Unternehmungen

immer noch auf einen starken, willenlos folgenden Heerbann rechnen kann. Wird man in den Kreisen der Regierung zu der Einsicht gekommen sein, daß heute wie 1844 die Ausstellung des „heiligen Rockes“ eine kirchliche Demonstration in großem Stil gegen die Staatsgewalten und gegen den Protestantismus war? Wird man auf der Wacht stehen, wenn nun Ereignisse eintreten, auf die der streitbare „Friedensbischof“ in seiner Schlußrede verblümt hinwies, wenn nun der lange angedrohte Kampf um die Schule beginnen wird, wenn man die Rückkehr der Jesuiten immer und immer wieder fordern wird? Was wir in den letzten Jahrzehnten erlebt haben, berechtigt nicht zu großen Hoffnungen. Aber wir wissen, daß Schaden zuletzt klug macht; und wir können und wollen nicht von der Überzeugung lassen, daß die Stunde nicht mehr fern sein kann, wo sich der Staat der Hohenzollern auf die Wurzeln seiner Kraft besinnt und sich nicht mehr einer Kirche unterordnet, die das Volk zur Religion der Ablässe und der Reliquien verführt und dem Staate das Recht der Selbständigkeit bestreitet. Es war ein rühmlicher Fortschritt über die Aachener Heiligtumsfahrt traurigen Angedenkens, daß bei der Ausstellung des „heiligen Rockes“ die staatlichen Behörden nicht vertreten waren; für die Folge aber erwarten wir, daß, wenn etwa einen Nachfolger des Bischofs Korum gelüsten sollte, nachzusehen, was aus den von diesem zusammengestellten „lückenhaften Stoffteilen“ geworden sei, die preußische Regierung die Öffentlichkeit des Verfahrens ausschließen wird; wir erwarten, daß die Ausstellung des „heiligen Rockes“ im Jahre 1891 die letzte gewesen ist.

Was aber auch der Staat thun oder unterlassen mag, die evangelische Christenheit wird aus dem zu Ende gegangenen Schauspiel nur die ernsteste Mahnung ziehen können. Hätte es zu solch beschämenden Dingen unter uns kommen können, wenn nicht der Sinn für Wahrheit, wenn nicht die Macht des Glaubens, wenn nicht die religiöse und sittliche Begeisterung in weiten Kreisen erschreckend im Schwinden begriffen wäre? Ist es angemessen, das Schauspiel des Aberglaubens nur zu belächeln, zu verspotten? oder gilt es nicht vielmehr, die Wege zu verlegen, auf denen der Aberglaube den Unglauben, auf denen die Karrikatur der Religion den Zweifel an der religiösen Wahrheit großzieht? gilt es nicht, durch eine Erneuerung und Kräftigung des Glaubenslebens in der eignen Kirche die Mächte zu entfesseln, die ein für allemal eine unzeitgemäße Wiederholung mittelalterlicher Erscheinungen zurückhalten? Einen „Vorboten neuer Zeiten“ hat Bischof Korum das Trierer Schauspiel genannt; möchte er als Prophet erfunden werden! Der ersten Ausstellung des „heiligen Rockes“ 1512 folgte das bedeutungsvolle Jahr 1517; daß der letzten Ausstellung in unsern Tagen ein neuer Frühling des Glaubens für unser vorernsten Aufgaben stehendes Volksleben folgen möge, das gebe Gott!

